Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 63 (1983)

Heft: 10

Artikel: Erträgliche Gemeinschaft : beim Wiederlesen der Werke von Meinrad Inglin

Autor: Krättli, Anton

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164042

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Erträgliche Gemeinschaft

Beim Wiederlesen der Werke von Meinrad Inglin

Besuchen und Feiern zu seinem siebzigsten Geburtstag entzog er sich durch die Flucht nach Oberiberg und selbst dort noch in den Wald. Karl Schmid sagte in seinem Radiovortrag, noch an diesem Ehrentage müsse man «der Nation erklären, wen sie da besitze und leider viel zu wenig kenne». Dabei hat die Kritik Meinrad Inglin durchaus nicht unterschätzt, und die Literaturwissenschaft nahm sich seines Werks schon früh an. Nach dem Skandal um den Roman *Die Welt in Ingoldau* (1922), einer Verfemung in der engeren Heimat des Dichters, einem erschreckenden Ausbruch von Selbstgerechtigkeit vermeintlich betroffener Mitbürger, hatte sich sehr bald die Einsicht durchgesetzt, dass hier einer der ausserordentlichen und grossen Schriftsteller am Werk war. 1928 war *Grandhotel Excelsior* erschienen, 1933 die Erzählungen *Jugend eines Volkes* und 1935 *Die graue March:* da stand der hohe Rang dieses Erzählers jedenfalls fest. 1938 vollendete er – ich nenne hier nur die Hauptwerke – den *Schweizerspiegel,* eine Chronik von grösster Welthaltigkeit. Noch mit siebzig Jahren war er produktiv, schuf einige seiner schönsten Erzählungen und – zwei Jahre nach dem Radiovortrag von Karl Schmid – den versöhnlich-abgeklärten Roman *Erlenbüel,* den er als eine «Fingerübung» verstand. Seine Kunst und sein Kredo sind darin souverän ausgedrückt. Nur, der Vorwurf, dass «die Nation ihren Dichter zu wenig kenne», bestand 1963 dennoch zu Recht, und vielleicht ist gar zu befürchten, dass er heute noch immer zutrifft, weil die Literatur und das literarische Gespräch seither einen grundlegenden Wandel erfahren haben. 1982 ist eine Werkausgabe in acht Bänden erschienen, herausgegeben von *Beatrice von Matt*[1], die schon 1976 mit einer grossen Biographie das Andenken und die literarische Bedeutung von Meinrad Inglin sachkundig gewürdigt hat.[2] Ein Klassiker also? Schlimm wäre, wenn Dieter Fringeli recht hätte, der meint, man habe aus Inglin einen «Lesebuchheiligen» gemacht und sein Schaffen als «währschafte helvetische Kost» abgestemptelt. Lebendige, in die Gegenwart hinein wirkende Erzählungen und Romane wären dann seine grossen Werke nicht mehr, nur Schulstoff, kulturelles Erbe, auf das man stolz zu sein hat?

Nicht mehr aktuell?

Das Klagelied vom «verkannten» oder «vergessenen» Dichter anzustimmen, besteht in diesem Fall gewiss kein Anlass.

Die Verbreitung und das Eindringen einer literarischen Leistung in das Bewusstsein der Zeitgenossen und der Nachfahren hat immer auch mit der Beschaffenheit dieses Werks zu tun. Der weltliterarische Rang der Prosa Robert Walsers zum Beispiel ist seit langem erkannt und gepriesen; aber ein wirklich grosses Lesepublikum wird dieser Dichter wohl doch nie finden. Ist das denn ein Kriterium? Die Rangordnungen auf dem Parnass werden nicht nach Auflagenzahlen oder neuerdings nach einem Platz auf der «Bestenliste» des Südwestfunks ermittelt. Bei Inglin jedoch spräche, davon einmal abgesehen, alles dafür, dass ihn die Schweiz in ihr von Prunk und Pathos freies Pantheon einsetzen würde, etwa so wie Heinrich Pestalozzi, Jeremias Gotthelf oder Gottfried Keller. Ist es dazu noch zu früh? Oder am Ende schon wieder zu spät? Denn es ist fraglich, ob Ruhm wirklich nachgeholt werden könne. Die Einschätzung eines Werks mag sich verändern, sie kann steigen oder sinken. Die entscheidende Einbürgerung jedoch erfolgt in der ersten Phase, in der Rezeption durch die Zeitgenossen. Vertröstungen auf spätere Generationen oder auf die Geschichte («Die Gerechtigkeit der Geschichte» ist ein entwaffnend kühner Euphemismus!) sind trügerisch. Was Inglin angeht, so dürfte man ihn beinahe noch zur Gegenwart zählen; die erste Rezeptionsphase ist noch nicht ganz abgeschlossen. Wir können – zum Beispiel in der Werkausgabe, die Beatrice von Matt herausgegeben hat – noch einmal, noch viele Male lesen, was wir beim Erscheinen zur Kenntnis genommen und diskutiert haben. Unsere Erinnerung reicht noch zurück, die fünfziger und die sechziger Jahre sind für meine Generation zum Beispiel ein Zeitraum intensivster Teilnahme an Ereignissen und Erscheinungen, und dazu gehört natürlich auch das Schaffen von Meinrad Inglin. Er war, obwohl zurückgezogen lebend und den öffentlichen Veranstaltungen abhold, ein oder zweimal auch in Gesellschaft anzutreffen, im Gespräch zu erleben. Natürlich war er nicht in der Weise als Person zugegen, wie in neuster Zeit die Protagonisten der Literatur dank der Television präsent sind, und man kann sich allerdings auch schwerlich denken, dass er derartige Selbst- und Fremdinszenierungen überhaupt mitgemacht hätte. Ich erinnere mich an einen Anlass in geschlossener Gesellschaft in Winterthur, an einen festlichen und gemütlichen Abend unter dem Szepter seines Freundes Gottfried Stiefel, zu dem er als Ehrengast zusammen mit dem betagten General Guisan geladen war. Also was trennt denn diese unsere Gegenwart schon von dem Werk, das jetzt wieder neu greifbar ist?

Beim Wiederlesen stellt sich der Eindruck von etwas nicht mehr Neuem, von Sprache und Form einer vergangenen Zeit schon ein. Wer die Veränderungen und Entwicklungen der Literatur, besonders auch die Krise des Romans und was aus ihr hervorgegangen ist, bis auf die aktuelle Gegenwart verfolgt hat, wird – indem er Inglin liest – sofort spüren, dass da ein Autor aus der Zeit «vorher» vorliegt. Er pflegt die geschlossene Form; die Erzählerperspektive ist nicht durchbrochen; die Sprache dient der Mitteilung von Fakten. Dieser Autor ist fähig, ein so umfassendes Zeit- und Gesellschaftsgemälde wie den *Schweizerspiegel* aus der Sicht eines Geschichtskenners und Geschichtenerzählers heraus zu entwickeln. Den Trümmern der Welt, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, entspricht inzwischen ein Bewusstsein, das sich in Einzelheiten, in verschiedene Aspekte eines Zusammenhangs, in Assoziationen auflöst. Einer Erzählersprache, die sachlich befestigt und das Festgestellte zurücklegt, ist eine Sprache der Perspektivenwechsel, des Bewusstseinsstroms, der fliessenden Bewegung gefolgt. Joyce, der «Nouveau Roman», die Sprachskepsis sind Stichworte, die diesen Wandel sichtbar machen, und man kann sagen, was in der Literatur heute «modern» oder «nicht mehr modern» sei, entscheide sich an der Grenzlinie diesen Veränderungen entlang. Da liegt Inglins Werk eindeutig nicht diesseits, sondern jenseits.

Aber so einfach sind die Dinge natürlich nicht. Denn erstens sind wir ja alle Zeitgenossen der hier skizzierten Umbrüche, also auch beteiligt an den Auseinandersetzungen zwischen Alt und Neu, die sich als Auseinandersetzungen zwischen entgegengesetzten oder einfach verschiedenartigen Kunstauffassungen darstellen. Wir haben es nicht mit Geschichte zu tun, sondern stehen noch mittendrin. Es gibt verschiedene Grade der Treue zum «Alten» und verschiedene Spielarten, sich auf das «Neue» einzulassen oder sich ihm vollends zu verschreiben. Die Grenzlinie ist eine theoretische Konstruktion; sie in der Realität literarischer Gegenwart nachzuweisen, Zuordnungen vorzunehmen und gewissermassen klare Verhältnisse zu schaffen, ist ein zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. Wenn schon diese Gegenwart selbst differenziert gesehen werden muss, so ist anderseits die «Gegenwärtigkeit» oder «Nichtgegenwärtigkeit» eines Autors nicht durch einen einzigen Aspekt, also im Falle Inglins die Tatsache, dass die Sprachskepsis, von der hier vor allem die Rede ist, sein Schaffen noch nicht bestimmt hat, endgültig zu entscheiden.

Die Annahme, kulturelle Entwicklungen und alle Indikatoren der Veränderung seien dem Fortschritt des Zeigers an der Uhr zu vergleichen, ist nur schon darum unhaltbar, weil derartige Erscheinungen meist sprunghaft sind, unsystematisch und auch keineswegs auf Anhieb erfolgreich. Einiges setzt sich vielleicht rasch durch; anderes kommt verfrüht, der Zeit

voraus, wie man zu sagen pflegt. Es wird in der Regel viel zu wenig beachtet, dass diese «Zeitdifferenzen» in der kulturellen Vielfalt der Schweiz eine ausserordentlich wichtige Rolle spielen. Es geht da nicht nur um die «Stilverspätung», die man dem Land nachsagt, sondern um die von Fall zu Fall anders zu definierende kulturelle Zeitgenossenschaft. Die einschlägige Information ist inzwischen weitgehend gleichzeitig geworden. Wer aus Neugier und Interesse teilnimmt an dem, was an Vorstössen ins Neue gemeldet wird, wer mit seinem eigenen Schaffen in der Auseinandersetzung mit dem bleiben möchte, was in den nationalen oder internationalen Zentren geschieht, stösst nicht auf unüberwindliche Hindernisse, wenn er das von der Schweiz aus tun muss, aus dem Hinterland und von der Peripherie her. Aber anderseits ist die kulturelle Differenzierung in diesem Land eine lebendige Wirklichkeit. Zwischen städtischen und ländlichen Verhaltensweisen, leichter Bereitschaft, auf aktuelle Vorschläge einzugehen, und starker Bindung an gewachsene Traditionen ergibt sich hier ein reich differenziertes Bild.

Meinrad Inglin nun, dessen Verbundenheit mit der Natur, mit dem Bergtal, mit dem Ursprünglichen und Kreatürlichen gegenüber dem, was er als Zivilisation, als vom Ursprung losgelösten Fortschritt dargestellt hat, schon von Anfang an in einem gewissen Gegensatz stand zu seiner Zeit, hat zum Thema seines Werks gemacht, was fälschlicherweise verdrängt wird: den Sonderfall. Damit meine ich nicht einfach den «Sonderfall Schweiz», sondern die Tatsache, dass Herkunft, Tradition, äussere Bedingungen und also auch der Ort, an dem wir zuhause sind, unser Leben prägen. Seine Wahrhaftigkeit ist seine Treue zu diesen Gegebenheiten. Man kann zwar Übereinstimmungen seines Frühwerks mit literarischen und künstlerischen Tendenzen der Zeit konstatieren, «neue Sachlichkeit» zum Beispiel, und dass etwa in *Über den Wassern* die geistige Leere, die Orientierungslosigkeit der zwanziger Jahre sehr genau erfasst ist; dass er «Dada» kennt und ins Bild der Zeit einbezieht, steht ausser Zweifel.

Es lassen sich von heute aus zahlreiche Themen und Motive nennen, die in Inglins Werk ebenso zentral sind wie in der Literatur, die sehr aktuell ist: Der Widerstreit von Natur und Technik, die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen durch den Menschen wären da zu nennen, ferner der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, der Generationenkonflikt – das Jugendproblem. Inglin ist ein unbestechlicher Inspektor dessen, was neu hinzukommt, ein Mann, der die Dinge unverfälscht und ungeschönt zur Sprache bringt. Aber er tut es in der Sprache, die seiner Herkunft, seiner Verankerung in der ländlich-gebirgigen Welt entspricht. Die Fähigkeit, das Neue zu erkennen, geht ihm nicht ab; vom Alten trennt er sich nur, wenn es sich als überholt erwiesen hat. Das unter-

scheidet ihn von manchem andern, das macht ihn zu der knorrigen, eigenständigen Figur, die uns fesselt.

«Erlenbüel» als Beispiel

Erlenbüel ist eine kleine Stadt im schweizerischen Mittelland. Ein junger Mann, von dem das Gerücht geht, dass er durch Erbschaft unermesslich reich geworden sei, kehrt aus Amerika in die Heimat zurück. Seinerzeit, als er wegging, hat man nicht viel auf ihn gegeben. Es war, wie die Daheimgebliebenen meinen, nicht viel mit ihm los, er war eher ein Duckmäuser, ein Unentschlossener, Verschlossener, nicht geradezu ein Versager, aber doch kein das Leben sicher meisternder Erlenbüeler. Als solche verstehen sie sich alle, senkrechte Bürger, rechtschaffene Ehefrauen, anständige ledige Töchter, die irgendeinmal ihre gute Partie machen und tüchtige Ehefrauen und Mütter werden. Die Honoratioren regieren umsichtig und mit einem Hang zum Autoritären, den sie demokratisch verbrämen. Die Industriellen und ihre Aktionäre verstehen sich als Wohltäter des Städtchens, auch wenn die Ausbreitung der Fabriken die Luft verpestet und die Erlenaa verschmutzt. Es ist ein Gemeinwesen wie viele, eine anständige kleine Stadt mit ihren Bürgern, darunter zaghafte Originale wie der Redaktor des Lokalblattes, Giftnudeln wie das Fräulein Aberlen, was es eben so gibt. Kein Grund für Lobeshymnen, aber auch keiner für Strafgerichte. In diesen stillen Frieden platzt der «Goldfisch» hinein, wie der Doktor Herbert Vonmoos den Heimkehrer Silvester Vonbüel dem Stadtammann gegenüber scherzweise nennt. Einen Sach- und Vermögensverwalter hat er vorgeschickt, über Steuerabkommen ist verhandelt worden, der Rückkehr des letzten Sprosses eines alten Geschlechts steht nichts mehr im Wege. Er wird im Patrizierhaus seiner Familie Einzug halten.

Das Motiv dieser Geschichte ist für das Land offenbar typisch, in welchem sie sich abspielt. Der Heimkehrer, der in seiner Jugend ausgezogen ist, verfemt vielleicht, verschupft, verachtet, wenn man's drastisch sagen will, belächelt, bemitleidet, mit verletzender Nachsicht behandelt, wenn man die mildere Form der Qualen wählt, welche die Selbstgerechten ihren unsicheren Mitbürgern gern bereiten. Auch Dürrenmatts Heimkehrergeschichten folgen diesem Motiv. Der Wauti Locher, der als Walt Lotcher in sein Heimatdorf Flötigen zurückkehrt, die Kläri Wäscher, die als Claire Zachanassian in Güllen einfällt, sie haben beide ein Trauma aus früher Zeit, sie sind verletzt in ihren Gefühlen und wollen sich rächen. Der Reichtum, sie täuschen sich nicht, gibt ihnen die Möglichkeit dazu. Bei Silvester Vonbüel, dem Heimkehrer in Inglins Geschichte, ist das alles nicht so grell,

nicht so spektakulär und bühnenwirksam. Vielleicht, scheint Silvester zu denken, war er ja wirklich kein besonders vorzeigbares Glied der Erlenbüeler Gesellschaft, keiner vor allem, der die übliche Karriere, die übliche Heirat, die üblichen Vergnügungen normgemäss bestanden hätte. Wenn er jetzt zurückkehrt, aller Existenzsorgen ledig, Herr seiner selbst und ungebunden, so hat er überhaupt nicht die Absicht oder das Bedürfnis, sich an jemandem zu rächen. Der Vater, der ihn herumkommandiert und unterdrückt hat, ist gestorben. Adelheid, die Kusine, die man ihm einmal als Gattin zugedacht hatte, wohnt noch immer in ihrer Wohnung im obersten Stock seines Hauses. Er möchte am liebsten in Ruhe gelassen werden. Er wird nur nicht mehr tun, was andere von ihm wollen. Er wird er selber sein, mögen sie es nun gern haben oder nicht. Seine Rache besteht darin, dass er die Konventionen nicht ernst nimmt. Genau das bringt die kleine Welt von Erlenbüel ganz schön durcheinander. Da gibt es Leute, die haben Angst, Silvester gehe mit seinem Reichtum vielleicht zu sorglos um. Oder es gibt andere, die finden, zu seiner Reputation gehöre ein ganz anderes Verhalten. Inglin sagt ganz deutlich, worum es ihm geht: «*Silvester hatte viele Jahre lang das getan, was man von ihm erwartete, und es dennoch falsch gemacht, jetzt tat er, was er wollte und was man offenbar nicht erwartete.*» Das gilt nicht nur für sein erstes Auftreten im Städtchen, wo er eine Station zu früh aussteigt und das Empfangskomitee narrt, indem er schlicht zu Fuss auf der Landstrasse heimkehrt. Es gilt auch für seine Fahrten in den Ort seiner früheren Geliebten, für seine Bergtouren, mit und ohne Adelheid, es gilt für seine Baupläne im alten Haus und für seine Liebe zum Schiessen und Kegeln, seine Begeisterung für das Trommeln. Er lebt eben, wie es ihm behagt, und schliesslich entführt er gar ein junges Mädchen, einen Menschen, der wie er Befreiung sucht aus den beengenden Verhältnissen der Kleinstadt.

Selbst das Thema von der erstickenden, stickigen Luft in diesem Erlenbüel, Modell unserer behüteten Schweizer Welt, ist da angeschlagen. Aber es ist nun nicht so, dass die abgrundtiefe Verdorbenheit der Menschen bei dieser Gelegenheit ans Tageslicht tritt. Erlenbüel ist nicht schlechter als irgend ein Ort auf dieser Welt, auch nicht besser natürlich. Es wird an Silvesters Heimkehr und erneutem Ausbruch nur deutlich, worin die Gefahren dieser kleinen Welt bestehen, wie da unter Wohlanständigkeit und Ordnung der Geiz, die Missgunst, der Klatsch, die Verknöcherung lauern. Aber es wird auch sichtbar, dass es da Menschen gibt, die vor diesen Gefahren nicht kapitulieren, die vielleicht müde geworden sind in ihrem Widerstand, aber dennoch sich freuen können, wenn andere rebellieren und ausbrechen. Man dürfe nicht vergessen, nimmt der alte Herr von Esch die junge Braut Silvesters nach dem skandalösen Ereignis ihrer

Flucht in Schutz, dass Karoline sich unter der stiefmütterlichen Fuchtel wie eine Gefangene vorgekommen sein müsse. Sie sei aus einem gesunden Instinkt einfach davongelaufen, und Silvester habe ihr dabei geholfen. Und so schliesst das meisterliche kleine Buch: *«Auflehnung . . . das dürfte manches erklären, wenn auch nicht alles. Sie müssen sich rasch verstanden haben, die beiden. Und sie haben gehandelt. Gegen Tyrannei, Unterdrükkung und ihre frühen oder späten Folgen halfen schon immer Mut, Lebenskraft, Lust und Wille zur Freiheit. Ein altes Thema in unserer Eidgenossenschaft. Ausserdem waren die beiden am Ende ja Feuer und Flamme füreinander, soviel ich hörte. Wer hätte da noch wehren und löschen können! Und jetzt sind sie also ausgebrochen miteinander, ausgebrochen in die Freiheit. Das wollen wir ihnen nicht übelnehmen. Lasst sie mir grüssen und weist sie nicht ab, wenn sie wieder einmal auftauchen sollten. Sie werden draussen ja nur die Freiheit finden, die sie selber mitbringen und miteinander teilen müssen. Eines Tages werden sie genug davon haben und zurückkehren, hierher nach Erlenbüel oder sonst in eine erträgliche Menschengemeinschaft.»*

Die Rede des alten Herrn von Esch ist wie das Kredo des alten Meinrad Inglin. Er hat die Tyrannei und die Unterdrückung in den «unerträglichen Menschengemeinschaften» am eigenen Leibe erfahren. Er ist auch ausgebrochen, er hat auch seine Freiheit gesucht. Aber er ist nicht ungerecht geworden dabei. Die zitierten Sätze sind ein Zeugnis der Toleranz, die wie kaum ein anderes Gut gehütet werden müsste.

Der zerbrochene Mythos

Ich muss das Wort von Dieter Fringeli noch einmal aufgreifen. Es steht in dem Band *«Dichter im Abseits»* als Überschrift über dem Kapitel, das von Meinrad Inglin handelt: *«Ein Lesebuchheiliger»*. Was damit gemeint ist, geht aus dem Text ungefähr hervor. Inglin sei durch *«voreilige Beifallskundgebungen»* zum *«helvetischen Klassiker»* befördert worden. Er werde der Jugend *«als währschafte helvetische Kost serviert»*, nicht anders als Johann Peter Hebel, Jeremias Gotthelf oder Pestalozzi. Wenn dem aber so wäre, müsste man sich doch eher darüber freuen als ärgern. Nur das Ressentiment, das meint, was im Lesebuch stehe, sei zum vornherein *«affirmative»* Literatur, von Pädagogen dazu ausgewählt, das Bestehende zu verherrlichen und die Schüler darauf einzuüben, wird einen dazu verleiten, ausgerechnet darüber unglücklich zu sein.

Dass Meinrad Inglin in den Lesebüchern steht, hat gute Gründe. In der Erzählung *Die Furggel* zum Beispiel, ein Stück übrigens, das auch in die

Sammlung *«Notwendige Geschichten»* von Marcel Reich-Ranicki Aufnahme gefunden hat, sind die bedächtige Sprache, die Landschaft, das Gespräch zwischen Vater und Sohn in einem vollkommen ursprünglichen Sinn «exemplarisch», nämlich beispielhaft dazu geeignet, daran zu lernen, was *«erträgliche Menschengemeinschaft»* möglich macht. Man müsste also schon grundsätzlich oder dann aus eher modischen Gründen dagegen sein, dichterische Bilder dieser Art, vielleicht weil man in ihnen die verpönte «heile Welt» vermutet und darunter eine Verbrämung unbequemer Tatsachen versteht, Schülern und Heranwachsenden zur Lektüre zu empfehlen. Aber bei Inglin wird gerade der Konflikt zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen den Vätern und den Söhnen, zwischen den Duckmäusern und den Rebellen, den Hitzköpfen und den Nutzniessern offen ausgetragen. Es besteht nicht der geringste Zweifel, auf wessen Seite der Dichter steht. In *Werner Amberg* hat er die Geschichte einer Jugend geschrieben, wie man sie einfühlsamer, gerechter und offener für die Forderung nach freier Entfaltung des Individuums gar nicht denken kann.

Was also will man eigentlich mit dem Vorwurf, Meinrad Inglin sei ein *«Lesebuchheiliger»*? Der Widerspruch zwischen der Klage, hier sei ein Autor nicht nach seinem Rang gewürdigt, und dem Vorwurf, man habe ihn zum *«helvetischen Klassiker»* befördert, deckt immerhin auf, was an diesem Fall zum Ausdruck kommt: dieser Schriftsteller war ein Einzelgänger, der die Grundbedingungen seiner Existenz nicht verleugnete, aber ihre Verkrustungen und ihre Deformationen bekämpfte. Herkunft und Familie sind für ihn selbstverständliche Wirklichkeiten, auch wenn sie es ihm nicht immer leicht gemacht haben. Standesdünkel und modische Allüren stellt er bloss, zum Aristokratischen und Edlen hat er jedoch eine unverkennbare Neigung. Die Landschaft, die Natur der Bergwelt, die Tiere in freier Wildbahn haben seine grosse Liebe. Man dürfte ihn sogar einen Heimatdichter nennen, mit dem ausdrücklichen Hinweis auf seine Verbundenheit mit der Innerschweizer Bergwelt. Ihn konnte nicht anfechten, dass aus äusseren Attributen dieser Welt, aus Alphorn und Jodel, Käse und Hirtenhemd ein Zerrbild gemacht worden ist, das Hinterwäldlerei und tiefste Provinz symbolisieren soll. *Jugend eines Volkes* und *Schweizerspiegel,* dichterische Gestaltungen aus der Schweizergeschichte, die in den dreissiger Jahren entstanden sind, begleiten nicht nur den beschwerlichen Weg des kleinen Volkes mit kritischem und zugleich teilnehmendem Geist, mit Liebe, die nicht blind zu machen braucht für die Schwächen dessen, was man liebt; gegen Anfechtungen und Zweifel stärkten Werke wie diese den Mut und die Zuversicht. Man wird unumwunden zugeben müssen, dass hier geistige Landesverteidigung ohne Anführungszeichen geleistet war: in dem Sinne nämlich, dass in kritischer Zeit die Würde und das Recht des

Gewordenen, der Weg der Schweiz und dessen, was sie sein könnte, besonnen und beharrlich verteidigt wurden.

Als nach dem Krieg verständlicherweise nachgeholt wurde, was in der bedrohten Engnis gefehlt hatte, der Austausch, der Anschluss an literarische Strömungen, die nicht den Sonderfall, sondern das Gemeinsame und Übergreifende betrafen, war die Gefahr gegeben, dass man den verehrten alten Mann in Schwyz mit dem identifizierte, was man nun nicht mehr wollte. Ein neues geistiges Klima und ein verändertes Selbstverständnis der Schriftsteller, der Intellektuellen und der Künstler, stärker auf Weltgängigkeit, auf Urbanität und internationale Geltung bedacht, liessen keinen Raum mehr für Geschichten aus der Berg- und Bauernwelt, keinen für die Geschichte als Mythos. Man kann es an Themen und Gestalten konkret aufzeigen, dass die Mythen zerbrochen sind, wenigstens für die Intellektuellen, für die Schriftsteller, die sich jetzt auch nicht mehr als Dichter verstanden. Ein Text wie das *Dienstbüchlein* von Max Frisch und darin zum Beispiel die Stelle, in der mit unterkühlter Ironie abgehandelt wird, was ein *«rechter Schweizer»* sei, macht diesen Wandel deutlich. *«Das Gesunde in der Denkart»* und dass er *«redet, als nähme er kein Blatt vor den Mund»,* ist hier als dünkelhaftes Selbstverständnis montiert. Für Inglin, der skeptisch gegen alles Doktrinäre war, ist eben diese Eigenschaft noch rühmenswert. In *Werner Amberg* heisst es anerkennend vom Vater: *«Diese Sinnesart bezeugte er freimütig auch dann, wenn sie ihm schadete, sie entsprang nicht der Schwäche, sondern der Einsicht in das Bedingte, Fragwürdige menschlichen Denkens und Treibens, und war mit jener gesunden Urteilsfähigkeit verbunden, die in einem demokratischen Gemeinwesen zwischen schwungvollen Hitzköpfen und eigensüchtigen Nutzniessern immer wieder entscheidend ins Gewicht fallen muss.»* In seinen Werken ist das *«Vertrauen auf die sittliche Kraft der Volksmehrheit»* spürbar; *«ehrenhaft und unabhängig fortzubestehen»,* war ihm ein unanfechtbares Ziel für die Eidgenossenschaft. In der Erzählung *Die Sendung* (in *Jugend eines Volkes*) erzählt er die Geschichte von Tell, mit Apfelschuss und Sprung auf die Felsplatte, als sinngebenden Mythos. Sein Held ist eine wahre Vaterfigur, die durch ihre Tat mithilft, eine *«irdische Ordnung»* zu schaffen, deren *«Mass und Mitte der Mensch»* ist.

Was in Inglins Welt noch ungebrochen ist, lebendige Realität der Überlieferung, ist den Autoren nach ihm fragwürdig geworden, der Mythos «muffig», zerbrochen. In *Wilhelm Tell für die Schule* gibt Frisch die Geschichte entmythologisiert. Was überliefert ist, wird bei Arbeitslicht besehen. Emotionsgeladene Wendungen in literarischen Texten über schweizerische Eigenart werden aufgespiesst und ausgestellt: *«Urschweiz»* als *«Geburtsstätte unserer Freiheit»* sind hier bei nüchterner Betrachtung

rhetorische Hohlkörper. In den Fussnoten oder Anmerkungen zur Geschichte von *Wilhelm Tell für die Schule* werden sie entlarvt. Es gibt von Frisch über Muschg bis zu Bichsel und Meienberg unzählige «Entlarver», nicht alle zu diesem Geschäft auch wirklich kompetent, aber alle von der Notwendigkeit erfasst, die «Revision» heisst und vielleicht identisch ist mit dem Strom der Zeit.

Über unser schweizerisches Selbstverständnis nachzudenken, verlangt jedoch, dass wir uns nicht nur darüber Rechenschaft geben, was wir *nicht* sind. Es fällt zum Beispiel auf, wie stark und andauernd gegen die Vorstellung polemisiert worden ist, die Schweiz sei ein Sonderfall. Aber sie ist es so selbstverständlich wie jede andere Nation. Nur wenn man törichterweise darunter verstehen möchte, dieses Land sei die eine und einzige Ausnahme unter allen andern, ein Selbstverständnis, das jedoch kaum je für die Mehrheit der Bürger und schon gar nicht für Meinrad Inglin repräsentativ war, wäre Widerspruch unerlässlich. Wir sind zwar nicht besser als die andern, aber wir sind vermutlich auch nicht schlechter. Idealisierungen, wie sie tatsächlich vorgekommen sind, im neunzehnten Jahrhundert schon und dann vor allem in der Ausnahmesituation der dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts, verdecken oder verbrämen eine Wirklichkeit, die sowohl ihre negativen wie ihre positiven Seiten hat. Es ist gut, wenn mit nationaler Idyllik aufgeräumt wird. Die Frage bleibt, was darunter hervorkommt, was war und was ist. Das aber sagt uns zum Beispiel Meinrad Inglin in seinen Romanen und Erzählungen. Bei ihm ist nachzulesen, wer wir sind, im Guten wie im Schlechten.

[1] Meinrad Inglin, Werkausgabe in 8 Bänden. Herausgegeben von Beatrice von Matt. Edition Kürz GmbH, Küsnacht 1982. – [2] Beatrice von Matt, Meinrad Inglin. Eine Biographie. Atlantis-Verlag, Zürich 1976.